



Friedrich
Vollhardt

Gotthold Ephraim
LESSING

Epoche und Werk

Wallstein

Friedrich Vollhardt
Gotthold Ephraim Lessing

Friedrich Vollhardt
Gotthold Ephraim Lessing
Epoche und Werk



WALLSTEIN VERLAG

Veröffentlicht mit Unterstützung der
Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung
und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2018
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagabbildung: Anton Graff: Porträt von Gotthold Ephraim Lessing, 1771,
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel

ISBN (Print) 978-3-8353-3328-4
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4280-4

Inhalt

Einleitung	9
I Herkunft und Studium (1729–1748)	21
Elternhaus	21
Fürstenschule St. Afra in Meißen	32
Universität und Theater in Leipzig	37
II Literarische Anfänge (1748–1755)	43
Gelehrtenkomödie und Magistertitel	43
Die Theorie der Komödie	48
<i>Die Juden</i>	51
Journalismus und Herrnhuter-Fragment	57
Republikanismus? Das Dramenfragment <i>Samuel Henzi</i>	65
Anakreontik	72
Lehrdichtung	77
<i>Das Christentum der Vernunft</i>	81
<i>Pope ein Metaphysiker!</i>	89
Rettungen	94
Christlob Mylius: <i>Vermischte Schriften</i> – keine Rettung?	110
III Schriftsteller und Kritiker (1755–1760)	117
Theorie und Praxis der Tragödie	117
<i>Miß Sara Sampson</i>	120
Das <i>Faust</i> -Fragment und der 17. Literaturbrief	128
Der Briefwechsel über das Trauerspiel	139
Fabeln und Fabelabhandlungen	146
Kritik und Polemik	153
<i>Briefe, die neueste Litteratur betreffend</i>	161
Philologie, Kriegspublizistik und Patriotismus: Logau-Studien und <i>Philotas</i>	167

INHALT

IV	Breslauer Projekte und letzte Berliner Jahre (1760–1767) . . .	177
	Studien zur Geschichte der christlichen Religion	181
	<i>Laokoon: oder über die Grenzen der Malerey und Poesie</i> . . .	190
	Die Grundfragen der Kunsttheorie und Ästhetik	198
	Zeichentheorie und Imaginationslehre	203
	Ethik und Ästhetik: Die Studien zur Tragödie des Sophokles . .	212
V	Das Nationaltheater in Hamburg (1767–1770)	223
	<i>Minna von Barnhelm</i>	229
	<i>Hamburgische Dramaturgie</i>	239
	Aristoteles und die moderne Tragödienpoetik	246
	Tragödie und Theodizee	252
	Der antiquarische Streit	257
	Die Frage <i>Wie die Alten den Tod gebildet</i>	262
VI	Bibliothekar in Wolfenbüttel (1770–1781)	267
	Kirchengeschichte, Scultetus-Edition und die Theorie des Epigramms	268
	<i>Emilia Galotti</i>	281
	Bibliothekszeitschrift, Leibniz-Funde und ein Brief von Adam Neuser	294
	Italienreise	302
	Fragmentenstreit	310
	<i>Die Erziehung des Menschengeschlechts</i>	328
	<i>Nathan der Weise</i>	346
	Religiöse Toleranz	365
	<i>Ernst und Falk</i> und das Samaritergleichnis	376
	Das Gespräch über den Spinozismus und einige der Folgen . .	396

INHALT

VII Anhang	425
Zeittafel	425
Dank	431
Bildnachweis	433
Literatur	435
Werkregister	481
Personenregister	485

Einleitung

»Von welcher Art Gelehrter Lessing war, ist nicht schwer zu sagen«, lässt Karl Gotthelf Lessing die Leser seiner 1795 veröffentlichten Lebensbeschreibung des Bruders wissen und fährt fort: »Aufklärung mußte also bei seinen schriftstellerischen Bemühungen der Hauptzweck seyn; und ich glaube, daß ihn Wenige so vor Augen gehabt haben als er, vornehmlich wenn er sich der neuen Aufklärungssucht standhaft widersetzte.«¹ Dieser Satz beschreibt treffend die antidogmatische Haltung, die Gotthold Ephraim eingenommen hat, um herrschende Überzeugungen und Lehrmeinungen zu prüfen. Besonders kritisch verhielt er sich dabei gegenüber einer zur Mode verkommenen »Aufklärungssucht«, die sich in einer unanfechtbaren Position zu wissen glaubte, ohne die Vorläufigkeit auch des eigenen Standpunktes zu reflektieren; ihm ging es um die Selbstaufklärung der Vernunft. Seine Zeitgenossen hatten noch einen Sinn für derartige Ambivalenzen, die sich mit großen Ideen (und den daraus abgeleiteten Parolen) verbanden.

Müssen wir unsere geläufigen Annahmen über den Autor und seine Epoche entsprechend korrigieren? In den letzten Jahrzehnten ist wiederholt versucht worden, das aus den Festreden vertraute Lessing-Bild zu retuschieren, wobei das Misstrauen gegenüber der Aufklärung ein Leitmotiv bildete. Ein Theaterbesuch kann das leicht bestätigen. Dafür sind verschiedene Gründe anzuführen, etwa die immer noch geläufige Vorstellung von einer Dialektik der Aufklärung oder ein am Poststrukturalismus geschultes Denken, das versucht, in den Grundmustern der Modernisierung repressive Kontrollmechanismen aufzudecken. Das hat auch in der Forschung zu einem Umbruch geführt. Denn die Epoche der Aufklärung hat sich in ihrer Heterogenität als interessantes Experimentierfeld erwiesen, zumal sie offener ist als die beiden Jahrhunderte nach der Reformation, in denen »Bildungsbarrieren« den unmittelbaren Zugang zur Gelehrtenkultur und ihrem Kunstverständnis erschweren: »die Ursprünge der eigenen Modernität und die innere, widersprüchliche Vielfalt, prädestinieren das 18. Jahrhundert für eine Erprobung neuer methodischer Ansätze.«² Dieser Wandel

1 KGL 2, S. 5 und 8f.

2 Barner 1997, S. 358f.

in der neueren Aufklärungsforschung hat viele Gesichter. Wilfried Barner verweist etwa auf die Institutionengeschichte, den großen Bereich der »Psychohistorie« sowie generell auf die seit den 1980er Jahren zu beobachtenden Verschiebungen von der Sozialgeschichte – der sein eigener Modellversuch verpflichtet war³ – zu mentalitäts- und diskursgeschichtlichen Fragestellungen.

Da der vorliegenden Studie kein Vorwort beigegeben ist (*de nobis ipsis silemus*), sei an dieser Stelle vermerkt, dass sich die Anregung zum Schreiben einer neuen Lessing-Monographie einem Gespräch mit Wilfried Barner verdankt. Vor vielen Jahren hat er mich dazu aufgefordert, das Exemplarische an der individuellen Entwicklung des Schriftstellers zu erfassen und damit zugleich ein Bild der Epoche zu entwerfen, das die veränderten Anforderungen an die Literaturgeschichte berücksichtigen und für die Klassiker-Lektüre fruchtbar machen sollte. Konzipiert wurde so eine Gesamtdarstellung, in der wichtige Ergebnisse der Forschung zusammengeführt, aber auch eigene Akzente gesetzt und neue Quellen bereitgestellt werden. Die Frage, in welchem Umfang dabei auf den erwähnten Theoriewechsel Bezug genommen wurde, lässt sich nicht leicht beantworten. Was bleibt unberücksichtigt, und nach welchen Kriterien und mit welchen Intentionen ist ausgewählt worden? Wo werden – oft nur für den Experten erkennbar – kurzlebige Debatten oder Interpretationsverfahren ignoriert, deren Ertrag in einem Missverhältnis zu dem jeweils erhobenen Anspruch auf Innovation steht? Welche biographischen Details dienen als Bausteine, um ein Bild des Autors zu formen, die Entwicklung seines Werks zu beschreiben und es in seiner Vielgestaltigkeit, auch in seinen Brüchen, zu erklären? Solche ins Grundsätzliche führenden Fragen können im Rahmen dieses Buches nur implizit und durch weiterführende Hinweise beantwortet werden.

Aus den bereits genannten Gründen ist auf ein separates Kapitel zur Epoche verzichtet worden. Ein konziser Überblick lässt sich kaum mehr geben, da sich die Forschung zur Aufklärung in den letzten Jahrzehnten sprunghaft gewandelt hat. Der enge ständesoziologische Ansatz ist aufgegeben worden: Die im 18. Jahrhundert in den Künsten und Wissenschaften entwickelten Selbstdeutungen des Menschen werden in der neueren Forschung nicht mehr vordergründig auf die Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaft bezogen. Systemtheoretische Ansätze haben

3 Barner u. a. 1998 [1. Auflage 1975].

neue Erklärungen für das Verhältnis von Gesellschaft und Semantik angeboten (auch Literaturwissenschaftler sprechen ganz selbstverständlich von einer funktionalen Differenzierung), wodurch sich die Betrachtung auf langfristige Veränderungen in den Verhaltenslehren der Frühen Neuzeit umgestellt hat. Dieser Wirkungszusammenhang lässt sich mit dem Stichwort Natur und Recht fassen. Das Verhältnis von Aufklärung und Religion bildet den zweiten konzeptionellen Schwerpunkt dieses Buches; einen eigenen Untersuchungsbereich bildet die schriftstellerische Entwicklung Lessings (Individualität und Autorschaft). Worin besteht die Relevanz der drei genannten Relationen? Dazu einige kurze Bemerkungen.

Natur und Recht. – Die neuere politik- und rechtsgeschichtliche Forschung hat unser Bild der Epochenschwellen revidiert. Leitend ist nicht mehr das Konzept der »Sattelzeit« (Reinhart Koselleck), sondern die Annahme, dass die Herausbildung des säkularen, anthropologisch begründeten Naturrechts in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Innovation war, die in der Folgezeit zahlreiche Wandlungskomplexe in unterschiedlichen Handlungsfeldern – bis hin zu den *belles lettres* – bedingte. In den Jahrzehnten um und nach 1700 entfaltete das profane Naturrecht eine große Wirksamkeit, zunächst im Gebiet der praktischen Philosophie, aber auch weit darüber hinaus, von der Herrschaftsdoktrin des Absolutismus bis hinein in die Umgangslehren des Alltags. Auch die neueste Gesamtdarstellung der Aufklärung in Deutschland⁴ geht davon aus, dass sich aus dem *ius naturae* und seiner Anthropologie sowohl politisch-juristische als auch allgemein-ethische Vorstellungen entwickelten, deren Bedeutung für die Literatur des 18. Jahrhunderts kaum zu überschätzen sind.

Die modernen Funktionseliten aus den Bereichen der staatlichen Verwaltung, der Universität und der Kirche verbanden sich mit dem älteren städtischen Bürgertum. In literarischen Medien, die diese Eliten ihren Intentionen anpassten oder, wie die Moralischen Wochenschriften, eigens entwickelten, suchten sie eine Verständigung über gemeinsame und als verbindlich betrachtete Pflichten, mit denen sich die Folgen der gesellschaftlichen Differenzierung, aber auch individuelle Orientierungsprobleme bewältigen ließen. Diese Kommunikation entwickelte sich in eigenen Räumen, etwa den Lese- und Geheim-

4 Martus 2015.

gesellschaften, den gelehrten Sozietäten oder dem Kaffeehaus. Was die Vertreter dieser Eliten verband, waren zunächst kulturelle Gemeinsamkeiten, kein eigenes Standes- oder gar Klassenbewusstsein, das – wie in der älteren Forschung angenommen wurde – auf politische Emanzipation oder Partizipation zielte.

Auch in den literarischen Texten der Zeit geht es um die Ordnung der Gesellschaft, um Regeln des sozialen Verhaltens und um die soziale Selbstdeutung des Menschen, mithin um Identität. Die ethischen Normen werden dabei aus der menschlichen Natur abgeleitet und wiederum auf dieselbe bezogen, aus einem höchst einfachen Grund: Das Individuum soll – so die Theorie – in die Lage versetzt werden, stets situationsadäquat zu handeln, so dass nicht allein die Furcht vor dem Zwang der Gesetze das Verhalten bestimmt. Da die Autoren der Jahrhundertmitte diese Fragen für gelöst halten, können sie das Gesellschaftliche diesseits der staatlichen Zwangsgewalt als einen Raum beschreiben, in welchem sich das Streben nach Glückseligkeit erfüllt; zumindest dann, wenn die Normen der Geselligkeit beachtet werden. Hieraus erklärt sich auch der moralische Rigorismus, mit dem diese Wertewelt etwa in der neuen Gattung des bürgerlichen Trauerspiels vorgeführt und diskutiert wird. Die mit den anthropologischen Bestimmungen verbundene Topik der Empfindsamkeit überformt dabei nur jene Konstanten, welche die naturrechtliche Sozialethik vorstrukturiert hat. Noch die Konzepte einer ästhetischen Erziehung, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgebildet werden, stehen in unmittelbarer Nachbarschaft zu den genannten Verhaltensidealen. Bei deren Vermittlung knüpft man bewusst an vorhandene Deutungsmuster an und übernimmt vor allem religiöses Ideengut in die veränderten Umgangslehren. Die von der Theologie verwalteten Wahrheiten wurden dabei jedoch zunehmend aus einer Außenperspektive betrachtet.

Aufklärung und Religion. – In diesem Forschungsbereich haben ideengeschichtliche Untersuchungen zur radikalen Aufklärung neue Akzente gesetzt. Auch diese führen in das 17. Jahrhundert zurück, in dem man die Religion von der Philosophie trennt, die Glaubwürdigkeit des biblischen Textes unterminiert und mit skeptischen Argumenten die herrschenden Wissensordnungen in Frage stellt. Es entstehen alternative Modelle, die von den eher kompromissbereiten und religionspolitisch weniger extremen Denkern des 18. Jahrhunderts zum Teil wieder zurückgenommen werden. Dennoch lassen sich in den Entwürfen

einer die Offenbarung ablehnenden, rein natürlichen Religion wichtige intellektuelle Voraussetzungen der westlichen Moderne erkennen, die unter den Bedingungen der Zensur, ja im Untergrund entstanden sind.⁵ Die Entwicklung dieser Ideen lässt sich über einen langen Zeitraum hinweg verfolgen; zu rechnen ist mit der Kontinuität von Problem- beschreibungen auch in Phasen eines raschen gesellschaftlichen Strukturwandels. Bemerkenswert ist der hier entstehende Grenzverkehr: Ein Befragen des Dogmas, wie es im akademischen Milieu in Disputationen möglich und üblich war, wird in der volkssprachigen (Erbauungs-) Literatur zunehmend als gefährliche Infragestellung der christlichen Lebenspraxis wahrgenommen. Festgehalten wird dabei an einem Normierungsanspruch, der unter Pluralisierungsdruck gerät und sich einer starken Konkurrenz ausgesetzt sieht. Es ist leicht einzusehen, weshalb im religiösen Diskurs laikale und gelehrte Kultur in dieser Weise aufeinandertreffen mussten: Autoritative Setzungen ließen sich gerade in diesem Bereich besonders wirkungsvoll kritisieren.

Das hat Lessing gewusst; ein Echo dieser Bewegungen findet sich auch in seinem Werk. Hans Blumenberg bezeichnet in seinen Betrachtungen zur *Legitimität der Neuzeit* (1966/1988) die von Hermann Samuel Reimarus verfasste *Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes* als Hauptwerk der deutschen Aufklärung, dem Lessing den Sprengstoff der Wolfenbütteler Fragmente entnommen habe. Diese Verhältnisbestimmung gehört zu den Gemeinplätzen der Forschung zum 18. Jahrhundert. Der radikale Religionskritiker trifft auf einen kongenialen Provokateur, der sein hinterlassenes Werk veröffentlicht und damit eines der größten Medienereignisse des Jahrhunderts auslöst. Die denkgeschichtliche Bedeutung des Vorgangs ist von verschiedenen Disziplinen beschrieben und gewürdigt worden, wobei Blumenbergs Einschätzung in der Regel geteilt wird: Der Fragmentenstreit bildete zwar nicht den Höhepunkt der Aufklärung in Deutschland (dieser wird erst mit den *Kritiken* Immanuel Kants erreicht), wohl aber das prägnanteste und einprägsamste Beispiel dafür, was Aufklärung zu leisten vermochte. Dass Lessing dieses Exempel nicht in irgendeiner seiner gelehrten Kontroversen, sondern im Feld der Religion statuiert, ist kein Zufall. Die theologischen Konflikte und Debatten bilden für ihn kein Thema unter anderen, sondern führen in das Zentrum seines Werkes. Lessing repräsentiert die religiöse

5 Vgl. Mulsow 2018.

Aufklärung in Deutschland wie kaum ein anderer Autor des 18. Jahrhunderts: »Alle seine Stücke wollen als dramatisierte Religionsphilosophie verstanden werden.«⁶ Das haben die Zeitgenossen noch genauer gesehen. Im Februar 1786 schreibt Herder an Johann Wilhelm Ludwig Gleim über den verstorbenen Lessing: »Gott hab' ihn selig, den guten braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen u.[nd] theologischen Doctorhut nach.«⁷

Diese Dimension im Werk Lessings ist unerwartet aktuell in einer Zeit, in der von einer Renaissance der Religion und von vielfältigen Glaubensangeboten in einer globalisierten Welt, aber auch von neuen Konflikten die Rede ist. Längst scheint sich der Übergang in eine post-säkulare Gesellschaft vollzogen zu haben, in der die Religionsthematik unerwartet große Bedeutung erhält.⁸ Wo es um religiöse Identitäten und deren Konkurrenz geht, wird unsere christliche Herkunftsgeschichte befragt. Bei Lessing erhalten wir dazu keine nur formelhaften Auskünfte, sondern engagierte und im Medium der Literatur verdichtete Antworten.

Individualität und Autorschaft. – Einen wichtigen Anstoß für die neuere Forschung hat die Werkausgabe von Wilfried Barner gegeben.⁹ Lessings Schriften sind in dieser Ausgabe strikt chronologisch angeordnet, wodurch sich zum einen das »Funktionsgefüge der gattungsverschiedenen Werke« und zum anderen der »Dialogzusammenhang« erschließt, in dem sie geschrieben wurden. Das ist durchaus wichtig, da Lessing wie kaum ein anderer Autor des 18. Jahrhunderts auf öffentliche Debatten reagiert oder solche provoziert hat. Die Edition vergegenwärtigt die Entstehungsbedingungen seiner Texte; sie sorgt

6 Ter-Nedden 2016, S. 32.

7 Herder: Briefe, hg. Arnold u. a., Bd. 5, S. 172. Interessant ist eine Sofortkorrektur in der Handschrift: Herder schreibt zunächst »braven Poet«, streicht diese Charakterisierung jedoch und berichtigt zu »Theologen« (ebd., S. 356).

8 Zu dieser von Jürgen Habermas gestellten *Zeitdiagnose* – unter diesem Titel ist seine Frankfurter Paulskirchenrede von 2001 veröffentlicht worden – im Blick auf wichtige Grundfragen des Staatsrechts (Religionsfreiheit, Neutralitätsgebot etc.) Horst Dreier: *Säkularisierung und Sakralität. Zum Selbstverständnis des modernen Verfassungsstaates.* Tübingen 2013.

9 Gotthold Ephraim Lessing: *Werke und Briefe in zwölf Bänden.* Hg. von Wilfried Barner u. a. Frankfurt a.M. 1985–2003. Die Schriften Lessings werden im Folgenden nach dieser Ausgabe mit der Sigle »B« unter Angabe der Band- bzw. Teilbandnummer und Seitenzahl zitiert.

für eine »Verlebendigung durch Sichtbarmachung der ursprünglichen Zusammenhänge«. ¹⁰ Kurze Zeit nach dem Abschluss der Werkausgabe veröffentlichte Hugh Barr Nisbet im Jahr 2008 seine große Biographie des Autors. Bedenkt man, dass es seit Erich Schmidts *Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften* (3. Auflage 1909), also seit einhundert Jahren, keinen Versuch einer umfassenden wissenschaftlichen Lebensbeschreibung Lessings gegeben hatte, wird man das Erscheinen dieser Darstellung ein Ereignis nennen dürfen. Entstanden ist weder ein Dokudrama noch eine essayistische Erzählung, sondern eine *biographie intellectuelle*, die in der Literaturwissenschaft nach den Debatten über den vermeintlichen Tod des Autors zunächst abgeschafft erschien, mittlerweile aber, methodisch rehabilitiert, wieder beträchtlich an Geltung gewinnt. Nisbet ist es gelungen, hartnäckige Fehldeutungen und Irrtümer zu korrigieren. Seine Darstellung hat großen Einfluss auf die nachfolgende Forschung gewonnen und auch zu der biographischen Gliederung des vorliegenden Buches angeregt; dabei werden in möglichst kompakten, Text-Kontext-Bezüge herstellenden Werkanalysen intellektuelle Horizonte und Problemlagen nicht nur der deutschen Aufklärung beschrieben.

*

Mit welchen Fragen sich ein solcher Ansatz konfrontiert sieht, habe ich bereits in einer kleinen, zur Einführung gedachten Monographie angedeutet. ¹¹ Zum einen lassen sich die Stationen von Lessings Leben nicht – wie in den älteren Biographien – als die vom Nachruhm ausgehende Geschichte eines Klassikers darstellen; zu viel ist dem Autor misslungen oder versagt geblieben. Zufälle prägen seinen Werdegang, dazu kommen plötzliche und unangekündigte Ortswechsel, die Fluchten ähneln. Diese sind für ihn ebenso charakteristisch wie seine Abneigung gegen höfische Etikette, formelles Verhalten und Autoritäten. Nicht verschwiegen werden dürfen seine Leidenschaft für das Glücksspiel, der Hang zur Depression und eine Angst vor festen Bindungen (seiner späten und immer wieder verzögerten Heirat mit Eva König ging eine unglückliche Beziehung mit einer anderen Witwe, Ernestine Reiske, voraus). Zum anderen scheint seinen Schriften ein integrierendes

¹⁰ B 1, S. 1443–1446.

¹¹ Vollhardt 2016a.

Moment zu fehlen. Die Vielfalt der literarischen Formen, Streitschriften und Polemiken, altertumswissenschaftlichen Untersuchungen und religionsphilosophischen Abhandlungen ist nur schwer zu überschauen. Dazu kommen die vielen nicht verwirklichten Pläne und Entwürfe sowie die zwar in Druck gegebenen, aber Fragment gebliebenen Arbeiten. Diese Vieldimensionalität hat die neuere Forschung mit den Begriffen Pluralismus und Perspektivismus zu fassen versucht, wodurch das Werk unerwartet moderne Züge annimmt. Monika Fick hat hieraus ein eigenes Forschungsprogramm entwickelt und in ihrem mittlerweile in der vierten Auflage erschienenen *Lessing-Handbuch*¹² verwirklicht: »Jede schriftstellerische Arbeit, jedes Theaterstück, jede Kritik, jede philologische Untersuchung, die Lessing in Angriff genommen hat, ist, vielfältig auf andere Gesichtspunkte reflektierend, ein perspektivischer, standortgebundener Spiegel der Wahrheit und als solcher zu begreifen bzw. zu verdeutlichen.«¹³

Lessing verdankt diese erkenntniskritische Position, die erst in der jüngeren Forschung genauer konturiert worden ist, der Philosophie von Leibniz und den Schriften Pierre Bayles, also Denkern der frühen Aufklärung. Dass er diese Anregungen aufgenommen und sich angeeignet hat, widerspricht dem Bild des Selbstdenkens und den Erfolgsgeschichten, die bei Gedenkfeiern stets wiederholt und aufgefrischt werden. Da ist dann von dem neuen, in Deutschland bis dahin unbekanntem Typus des freien Schriftstellers und Intellektuellen die Rede, von der sprachlichen Eleganz seiner Schriften und der Unbestechlichkeit des Kritikers. Vor allem aber wird an den Kosmopolitismus Lessings erinnert, sein Eintreten für die Emanzipation der Juden und seine Freundschaft mit Moses Mendelssohn. Ganz in der Gegenwart angekommen ist man, wenn die von Nathan dem Weisen erzählte Ringparabel als noch immer gültige Anleitung zu einer Verständigung der Religionen gepriesen wird. Trotz der eingangs genannten Vorbehalte ist es zur Routine geworden, Lessing als einen, vielleicht sogar als *den* Repräsentanten der Aufklärung in Deutschland zu porträtieren, obwohl der Begriff der Aufklärung umstritten bleibt. Zu erklären bliebe, ob er als Partei- und Programmname, Denkstil, Reformprozess oder Epoche verstanden wird. In einem zweiten Schritt wäre dann zu verdeutlichen, wie man Lessings poetische Entwürfe und sein his-

¹² Fick 2016a.

¹³ Fick 2011a, S. 6.

torisch-kritisches Argumentationsverfahren den kulturellen Transformationen des 18. Jahrhunderts zuordnet.

Sicher ist nur, dass Lessing nicht jenem Idealbild des Aufklärers entspricht, das der Historiker Robert Darnton für seine französischen Zeitgenossen gezeichnet hat, die bei ihm als radikale Religionskritiker, stilbewusste Literaten und mondäne *philosophes* erscheinen, gut vernetzt im Zentrum der Macht. Für die deutschen Aufklärer lässt sich eine solche Kollektividentität nicht nachweisen, und die gelehrten protestantischen Theologen, zu denen Lessings Vater gehörte, waren andere Gegner als die katholische Kirche in Frankreich. Schließlich ist daran zu erinnern, dass es zwischen dem intellektuellen Klima von Paris und dem einer protestantischen Handels- oder Universitätsstadt im Norden des Reiches kaum Entsprechungen gegeben hat, die es erlauben würden, das historische Phänomen über einen konkreten Ort oder ein literarisches Zentrum zu bestimmen, wie dies für Frankreich möglich ist. In den deutschen Territorien haben sich andere Traditionen als prägend für die Entwicklung der Aufklärungsliteratur erwiesen, nicht zuletzt die theologischen Debatten.

Die Darstellung orientiert sich daher nur äußerlich an den Lebensstationen des Autors, da stets auch seine Handlungsräume, Wahlmöglichkeiten und Kommunikationspartner in den Blick genommen werden. Ebenso sorgfältig wird notiert, an wen sich Lessing aus karrierestrategischen Gründen gewandt hat, mit welchen Verlegern er Kontakt hielt, welchen materiellen Bedingungen und Zwängen er ausgesetzt war und, nicht zuletzt, wo genau er Wohnung nahm, um Freunde in der Nachbarschaft besuchen zu können. Ein solches Netz von Beziehungen lässt sich nur durch die Auswertung ganz unterschiedlicher Quellen erfassen, zu denen Briefe und Aufzeichnungen von Zeitgenossen ebenso zählen wie Rezensionen oder Bücherverzeichnisse.

Viele Denkhorizonte lassen sich im Folgenden nur andeutungsweise beschreiben, wobei stets von den Situationen und Konstellationen auszugehen ist, in denen Lessing mit seinen Schriften auf bestimmte Problemlagen reagiert: Als Student in Wittenberg schreibt er »Rettungen« verkannter Autoren der Reformationszeit, als Gouvernementssekretär unter preußischen Offizieren sammelt er in Breslau Material für das Schauspiel *Minna von Barnhelm*, als Dramaturg in Hamburg verfasst er eine Wirkungsästhetik des Theaters und als Bibliothekar in Wolfenbüttel löst er, wie bemerkt, mit der Publikation der offenbarungs-

kritischen *Fragmente eines Ungenannten* einen Sturm der Entrüstung und eine der größten Kontroversen des Jahrhunderts aus. Die Darstellung rekonstruiert die für Lessing wichtigen Kommunikationsräume, das Netz seiner Gesprächspartner und Freunde, aber auch die Strategien, mit denen er vor einem aufmerksamen Publikum seine Gegner seziert. Die Wirkung dieser Strategien war unerhört und ist noch heute spürbar, vor allem in den bereits erwähnten Streitschriften der Wolfenbütteler Jahre. Der von Lessing entwickelte, auf Destruktion zielende Stil lässt sich nicht mit einer heutigen Floskel als kommunikative Auseinandersetzung verharmlosen oder unter den schon etwas abgestandenen Begriff der Streitkultur fassen. Es handelt sich um mehr als eine nur spielerische Infragestellung von Meinungen, denn es geht Lessing auch – ein gewisses Pathos lässt sich hier nicht vermeiden – um Wahrheit, die allerdings nicht leicht zu haben ist.

Vielleicht ist dieser Zug für sein Werk sogar charakteristischer als das Bekenntnis zum Streit. Das Konstruktive seiner Kritik zeigt sich von Beginn an im Medium der Rettungen, für die Lessing die methodischen Vorgaben bei Pierre Bayle findet. Hier kommt die für seine großen Werke so charakteristische Skepsis ins Spiel, die seine Anschauungen vor allem im Spätwerk als vorläufig, ja provisorisch erscheinen lässt.¹⁴ Hieraus folgt jedoch weder ein Relativismus noch eine Verantwortung abweisende Resignation, vielmehr fordert Lessing die Bewahrung tradiertter und die Verteidigung pragmatischer Werte. Daher ist sein gesamtes Werk von Fragen nach Moral und Selbstgewissheit des Individuums durchzogen, nicht zu vergessen: vom humanen Ethos der Toleranz. Doch gerade bei der Thematisierung dieses Gebots sind Missverständnisse nicht selten. Wenn etwa der Bundespräsident bei einer Ansprache zum 275. Geburtstag Lessings im Jahre 2004 betonte, er wolle über das Thema des *Nathan* sprechen, nämlich »über das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen«, dann lag dem, vorsichtig formuliert, eine unterkomplexe Deutung des Stücks zugrunde. Denn Lessings jahrzehntelange Auseinandersetzung mit dem Islam und dem Christentum war eine intellektuelle, die auf die Wahrheitsfrage zielte.

Längst gibt es hier Gegenreaktionen, etwa in neueren Theaterinszenierungen, in denen das verbreitete Schönreden der religiösen Verständigung einen Anti-Reflex auslöst, so dass sich die Toleranzidee entleert.

14 Valerio Verra spricht von der »provvisorietà della risposta« (Verra 1963, S. 94).

Auf der Strecke bleibt dabei Lessings utopischer Entwurf, der sich aus dem auf der Bühne vor Augen geführten toleranten Umgang ergibt, einer menschenfreundlichen Praxis, die Vorurteile beseitigen soll. Wie das Stück lehrt, sind die Angehörigen verschiedener Bekenntnisse dazu durchaus fähig. Doch enthält diese Botschaft auch Ansätze zur Lösung der sich gegenwärtig stellenden Probleme? Der *Nathan* ist von Deutungen umstellt, nicht selten zum Schaden der an einem Plädoyer für Toleranz interessierten Zuschauer und Leser. Wie die persönliche Annäherung an dieses *Dramatische Gedicht* im ersten Versuch scheitert, hat die Schriftstellerin Angelika Overath geschildert: »Vermutlich beschleunigt durch den starken Eindruck der Lessing'schen Sprache stellte sich der vertraute Chandos-Effekt ein, ein ganz elementarer und fragloser Ekel über meine Sätze. Das, zu dem ich da anhob, war ein relativ bodenloses und letztlich belangloses Multi-Kulti-Gelabere, das mit der Ringparabel nichts zu tun hatte.«¹⁵ Für unseren noch auf längere Zeit vom 11. September 2001 geprägten Alltag hält das von Nathan erzählte Märchen keine Rezepte bereit, was von Lessings Hoffnung auf Versöhnung, formuliert in einer ästhetisch komplexen Form, auch nicht zu erwarten ist; dennoch ist der Text wichtig geblieben in seiner, es lässt sich nicht besser sagen, »hilflosen Souveränität« (Overath). Da solche Anfragen an das bekannteste Werk Lessings – seinen Beitrag zur Weltliteratur – drängend aktuell sind, ist ein Kapitel zum aufklärerischen Toleranzdenken eingefügt worden.

Über den *Nathan* hinaus werden in diesem Buch auch die anderen als profilbildend betrachteten Werke Lessings präsentiert. Bei der Auswahl ist zugleich darauf geachtet worden, Konstellationen von Problemlagen im literarischen Leben des 18. Jahrhunderts sichtbar zu machen.¹⁶ Wichtig für die Charakterisierung des Autors war die Beobachtung, dass Lessings Wissen um die Begrenztheit des menschlichen Erkenntnisvermögens – unser *asylum ignorantiae* – mehr mit dem Späthumanismus der Leibniz-Ära teilt als mit dem Subjekt- und Freiheitsbegriff der Weimarer Klassik, auf den es gleichwohl vorausweist. Doch das ist zu wenig gesagt. Im Sommer 1780 diskutierte Lessing mit Friedrich Heinrich Jacobi über die Philosophie Spinozas,

15 Overath 2003, S. 22.

16 Zu diesem methodischen Ansatz haben Martin Mulsow und Marcelo Stamm einen informativen Sammelband veröffentlicht: *Konstellationsforschung*. Frankfurt a. M. 2005.

was Anlass zu einer öffentlichen Debatte gab. Diese führte zu einer – wie Goethe sich in *Dichtung und Wahrheit* erinnert – »Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten.«¹⁷ Der Pantheismusstreit bildet einen markanten Einschnitt in der deutschen Literatur- und Philosophiegeschichte; ihm ist das letzte Kapitel der Darstellung gewidmet, da dieser Ausblick eine tiefere Verständigung über das Werk Lessings ermöglicht und seine Wirkung auf eine neue Epoche des Denkens erklärt, die mit Jacobis Publikation des Wolfenbütteler Gesprächs einsetzt.¹⁸

17 MA 16, S. 681. Die Forschung hat Goethes Einschätzung bestätigt: »Es gibt in der neueren Geistesgeschichte kein zweites Ereignis von vergleichbarer Breitenwirkung« (Timm 1974, S. 6). – Im letzten Kapitel von Abschnitt VI (s. u.) wird die zitierte Stelle eingehend erläutert.

18 Weiter ausgreifend hierzu Henrich 2016.

I Herkunft und Studium (1729–1748)

Elternhaus

Gotthold Ephraim Lessing wird am 22. Januar 1729 in einem protestantischen Pfarrhaus geboren. Sein Vater, Johann Gottfried Lessing (1693–1770), ist Prediger an der Hauptkirche St. Marien in Kamenz, einer kleinen Stadt in der sächsischen Oberlausitz. Am 8. Juni 1733 ernennt ihn der Rat der Stadt zum Pastor Primarius, nachdem sein Vorgänger und Schwiegervater Gottfried Feller (1674–1733) verstorben war. Die frühesten Briefe Lessings zeigen, wie er in diesem Milieu aufwächst und mit welchem Elan er sich dieser Lebenswelt zu entziehen versucht, deren Einfluss für ihn gleichwohl bestimmend geblieben ist.

»Setze dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post, und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank, und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.«¹ Mit dieser erfundenen Nachricht drängt Johann Gottfried Lessing seinen Sohn im Januar 1748 zur Heimreise nach Kamenz. Lessing hat zu diesem Zeitpunkt bereits einige Semester in Leipzig studiert und gerade die Uraufführung seiner Komödie *Der junge Gelehrte* erlebt. Den Eltern konnte nicht verborgen bleiben, dass der Student der Theologie sich in dieser Zeit mehr für das Theater, das Schreiben von Bühnentexten, für literarische Zeitschriften und philosophische Vorlesungen als für sein eigentliches Studienfach interessierte. Die dringende Aufforderung zu einem Gespräch erscheint von daher verständlich, wirkt aber in ihrer Dramatik – hier wird zum Äußersten gegriffen – gleichwohl hilflos.

Nach der erzwungenen Aussprache gibt der junge Lessing sein Theologiestudium auf und kehrt im April 1748 als Student der Medizin nach Leipzig zurück. Seine Briefe an die Eltern unterschreibt er zwar weiterhin mit »Dero gehorsamster Sohn«, doch dieser Formel widerspricht das Selbstbewusstsein, mit dem er die bald danach getroffene Entscheidung für ein Leben als »Comoedienschreiber« gegenüber der Mutter rechtfertigt: »Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einen Menschen machen. [...] Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an

1 B 11/1, S. 10.

einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich.«² Das ist nicht ohne Pathos formuliert, trägt also literarische Züge. In einem an den Vater gerichteten Brief zitiert Lessing eine passende Stelle aus einem Stück des Plautus, um den Streit – ausgerechnet – mit dessen Komödienwitz zu schlichten. Nebenbei bittet er um die Hilfe des Vaters bei der Suche nach einer Stelle an der neugegründeten Universität in Göttingen und entwirft weitere Pläne für eine Zukunft, mit der er große Erwartungen verbindet: »ich glaube es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt.«³

Die Briefe aus den Jahren 1749 bis 1751 beeindruckten auch den heutigen Leser. Von der Forschung sind sie immer wieder herangezogen worden, um Lessings Emanzipation vom Elternhaus zu beschreiben und zu erklären, weswegen er auf die vorgezeichnete Karriere als Theologe verzichtet. Mit den Stichworten Individualität, Autonomie und Selbsterfindung der Persönlichkeit (früher sprach man vom Genie) wird dabei auf Charaktereigenschaften geschlossen, die man dem Typus des unabhängigen, ›freien‹ Schriftstellers zurechnet. Den Kontrast dazu bildet der theater- und kunstfeindliche Protestantismus in der Provinzstadt Kamenz, eine sowohl räumliche als auch geistige Enge, aus welcher der junge Intellektuelle ausbricht. Diese Vorstellung trifft jedoch nur bedingt zu, im Detail ist sie zu korrigieren.

Denn zu der Kamenzer Welt gehörte neben den gut protestantischen Honoratioren auch der Großvater Theophilus Lessing (1647–1735), an den sich der Enkel noch erinnern haben dürfte. Als Student der Jurisprudenz hat dieser 1669 in Leipzig eine Disputation drucken lassen, in der er der Frage nachging, inwieweit die Obrigkeit verschiedene Religionen dulden könne: *De Religionum Tolerantia*.⁴ Über die Wirkung dieser akademischen Qualifikationsschrift, von der sich nur wenige Exemplare erhalten haben, lässt sich kaum etwas sagen. Fraglich ist zudem, ob dieser Text in Lessings Familie ein Gesprächsgegenstand war. Wie auch immer: Bemerkenswert bleibt, dass sich trotz des großen zeitlichen Abstands zwischen dem Autor der *Ringparabel* und seinem Großvater eine – wenn auch nur lose – Verbindung über den Gedanken

2 Ebd., S. 15 und 18 (Brief vom 20. Januar 1749).

3 Ebd., S. 20 (Brief vom 23. Januar 1749).

4 T. Lessing: *De Religionum Tolerantia*, hg. Gawlick/Milde 1991; einführend hierzu Bach 2015.

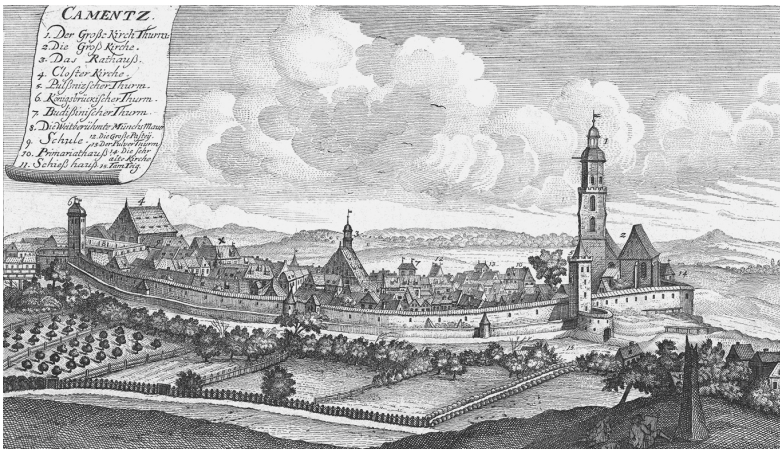


Abb. 1: Stadtansicht von Kamenz mit der Hauptkirche St. Marien, um 1720.
Stich von Johann Georg Mentzel nach einer Zeichnung
von Christoph Gottlob Glymann.

der Toleranz und der Gleichstellung von Religionen ergibt, der bei dem Älteren mit den noch lebendigen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges und der neuen Naturrechtslehre zu tun hat, bei dem Jüngeren mit der radikalen Religionskritik der folgenden Jahrzehnte und einer geschichtlichen Perspektivierung.

Bis weit in das 18. Jahrhundert wurde Toleranz vor allem als staats-theoretisches Problem behandelt und im Rechtsdenken verankert; der Begriff reduzierte sich hier weitgehend auf den negativen Aspekt der bloßen Duldung. Toleranz galt als Pflicht des Souveräns und als Gebot der Staatsräson. Solche aus der Pluralität der Konfessionen erwachsenen Grundsatzfragen behandelte Theophilus Lessing, selbstverständlich beschränkt auf das Verhältnis zwischen den christlichen Konfessionen, unter Ausschluss der Juden, Muslime und Freigeister. Bei seinem Enkel verlagert sich einhundert Jahre später die Problemstellung von der Religionspolitik in den Bereich gesellschaftlicher Praxis. Gotthold Ephraim geht es (und im *Nathan* wird das vielleicht erstmals prägnant gefasst) um etwas, das sich dem taktischen Machtinteresse des Herrschers anzubieten scheint – und gleichwohl entzieht.

Zu revidieren ist auch das Bild der gänzlich theater- und kunstfeindlichen Provinzstadt. Die Verurteilung der Sinnlichkeit darf im luther-

rischen Protestantismus nicht überbewertet werden, da hier am Beginn des 18. Jahrhunderts eine »Wende in der orthodoxen Weltzuwendung«⁵ zu verzeichnen ist, die im Zusammenhang mit dem frühneuzeitlichen Adiphoradiskurs steht. Das betrifft freilich noch nicht den streng lutherischen Pfarrer Clemens Lessig [sic] (1525–1595), einen frühen Vorfahren der Kamenzer Familie, der Tanzen in seiner Gemeinde nur bei Hochzeiten und Taufen erlaubte. Dagegen hat Johann Gottfried, der Vater, bereits als Gymnasiast in Görlitz Erfahrungen mit dem Theater gemacht. Unter dem Rektorat von Samuel Grosser (1664–1736), einem Reformpädagogen und Schüler von Christian Weise, fanden regelmäßig dramatische Aufführungen statt, an denen auch der junge Lessing als Schauspieler teilnahm.⁶ Der spätere Primarius an St. Marien hat dann allerdings – vielleicht aufgrund der eigenen Erfahrungen – gegen die Schaubühne als Erziehungsmittel Stellung bezogen.

In Erinnerung geblieben ist hier der Streit mit Johann Gottfried Heinitz (1712–1790), dem Rektor der Kamenzer Stadtschule und Lehrer Gotthold Ephraims. Angeregt von Gottscheds Reformforderungen verfasste Heinitz mehrere Denkschriften, in denen er für die Einrichtung einer Schaubühne plädierte und eine Einführung in die deutsche Poetik empfahl: »Bald gibt man Unterricht von denen Regeln der Dichtkunst, bald nimmt man ein Gedichte von einem guten Poeten und zeigt aus demselben die Schönheiten und Fehler eines Gedichtes, bald aber gibt man selbst exercitia poetica.«⁷ Der Lehrplan wurde umgestellt, auch neue Lehrbücher sollten eingeführt werden, etwa ein auf Deutsch verfasstes theologisches Lehrbuch als Ersatz für das seit über einhundert Jahren verwendete lateinische. Pastor Lessing war alarmiert. Zu allem Überfluss unterrichtete Heinitz auch deutsche Dichtkunst und setzte das Schuldrama als Mittel der Erziehung ein. Im Jahr 1740 ließ der Rektor seine Schüler Gottscheds *Sterbenden Cato* und ein eigenes Stück zur sittlichen Bildung aufführen. Für den mit der Familie Lessing verwandten Christlob Mylius (1722–1754) – dessen Vater mit einer Schwester Johann Gottfrieds verheiratet war – und den jungen

5 Sdzuj 2005, S. 281.

6 Zur Aufführung gelangten in der Regel von Grosser selbst verfasste Stücke. Zu den Zielsetzungen des prominenten Rektors (Wissensvermittlung, praktische Einübung theoretischer Kenntnisse, moralisch-religiöse Erziehung) vgl. Döring 2002, S. 27–44.

7 Buchholtz 1909, Bd. 1, S. 117.

D. T. A.
DISPUTATIONEM POLITICAM
DE
RELIGIONUM
TOLERANTIA,
INDULGENTE AMPLISSIMO
Philosophorum Ordine,
In florentissima Lipsiensi Academia
SUB PRÆSIDIO
VIRI
SPECTABILIS AC CLARISSIMI
DN. M. VALENTINI FRIDERICI,
SS. Theol. Baccalaurei, Facultatis Philosoph.
Adefforis & p.t. DECANI,
*Præceptoris sui omni honoris & amoris cultu
maximè devenerandi,*
Placidæ Eruditorum *ἐξέταστῆς*
subjicit
In Auditorio Majoris Principum Collegii
Ad diem 24. Martii M. DC. LXIX.
THEOPHILUS Lessing / Skeudicensis Misnicus,
LL. Studiosus.
AUTOR & RESPONDENS.

LIPSIÆ,
Literis JOHANNIS-ERICI HAHNII.

Abb. 2: Titelblatt der Disputation *De Religionum Tolerantia*
von Theophilus Lessing, Leipzig 1669.

Gotthold Ephraim dürfte dies die erste Begegnung mit dem Theater gewesen sein. Der Primarius von St. Marien, der Heinitz für einen Freigeist hielt, wandte sich gegen diese pädagogischen Maßnahmen, vor denen er die Schüler und seine Gemeinde schützen wollte. Da der fortschrittliche und offenbar beliebte Lehrer mit seinen Plänen auf solchen Widerstand stieß, verließ er die Stadt im Jahr 1743, woraufhin der Kamenzer Rat seinem Stadtpfarrer den Vorwurf machte, dass er den »geschickten Schulmanne[]« durch »seine hitzigen Zunötigungen« vertrieben habe.⁸

Die Affäre hatte ein denkwürdiges Nachspiel, da Mylius in einem noch im selben Jahr in Leipzig gedruckten Gedicht die Rückständigkeit der Kamenzer Bürger und ihres Predigers verspottete:

Wer Kunst und Weisheit kennt, wer sich vom Pöbel hebt,
 Als ein Gelehrter nicht an Wort und Sylben klebt,
 Vielmehr nach Weisheit forscht, in Gott und Geister dringet,
 Der Seelen edle Kraft durch tausend Himmel schwinget;
 Den haßt dies rohe Volk, kränkt und verfolgt ihn,
 Sucht ihm durch Spott und Schimpf die Ehre zu entziehen,
 Die er sich da erwirbt, wo die Vernunft regieret,
 Wo man Gelehrten giebt, was ihrem Werth gebühret.

[...]

Wir stiegen schnell herab, und gingen weiter fort
 Und kamen in ein Haus [sc. St. Marien], wo tausend fromme Mienen,
 Und so viel Heuchler auch, uns auf einmal erschienen.
 Ein schwarz und weißer Mann [sc. Pastor Lessing] stund da erhöht
 und schrie.

Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh,
 Mit laut und klarem Ton aus angestrenzter Lunge;
 Der rohen Jugend Herz – schrie er – ist lastervoll!
 Sie hört nicht Gottes Wort! Weil, der sie lehren soll [sc. Heinitz],
 Sie durch sein Leben selbst in aller Bosheit stärket!⁹

Da die Gerichtsbarkeit in der Satire den Tatbestand der Beleidigung erfüllt sah, wurde Mylius verhaftet und unter Androhung einer Gefängnisstrafe zu einer Geldbuße verurteilt. Dass der junge Gotthold

8 Ebd.

9 Gräve 1836, S. 307 f. und 309 f.

Ephraim mit diesem Verwandten später einen vertrauten Umgang pflegte (s. u. S. 57 ff.), bemerkten die Eltern natürlich mit größter Sorge.

Man sieht: das Kamenzer Pfarrhaus wirft einen langen Schatten. Das zeigen auch einzelne Briefe aus den 1750er Jahren, etwa ein an den Göttinger Theologen Johann David Michaelis gerichtetes Schreiben, in dem Gotthold Ephraim für dessen freundliche Rezension seiner Komödie *Die Juden* dankt, Andeutungen über die Freundschaft mit Moses Mendelssohn macht und – Lessing hofft auf eine Stelle an der Göttinger Universität – die eigene Herkunft erwähnt: »Ich bin ein Oberlausitzer von Geburt; mein Vater ist oberster Prediger in Camenz. – Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre – Er ist einer von den ersten Übersetzern des Tillotsons.«¹⁰ Beiläufig, aber nicht ohne Stolz wird die Studierstube des Vaters erwähnt, der nicht nur wegen seiner Ausgabe einer Schrift des Latitudinariers John Tillotson zu den gelehrten Pfarrherrn zu zählen war. Diese 1731 publizierte und mit einer umfangreichen Einleitung versehene Übersetzung ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Sie zeigt den Kamenzer Katecheten als weltoffenen Gelehrten, der – für seine Zeit ungewöhnlich – die englische Sprache beherrscht und sich hervorragend in der schottischen und englischen Kirchengeschichte seit der Reformationszeit auskennt.

In seiner *Vorrede* hebt Johann Gottfried Lessing hervor, dass es sich bei der von ihm übertragenen *Rule of Faith* zwar um ein Werk der polemischen Theologie handle, dass dieses jedoch im Unterschied zu den deutschen Beiträgen zu dieser Gattung frei von pöbelhaften »Lästerungen« und groben »Schmähungen« sei. Bei der Auseinandersetzung mit anderen Konfessionen oder Religionsspöttern könne man von den englischen Kirchenmännern daher nicht nur in der Sache etwas lernen, sondern auch in Fragen des Stils: »Man vergisset nicht die allgemeine Höflichkeit, die man jeden zu erzeigen schuldig ist.«¹¹ Wenn Überzeugungen geäußert werden, sollen sie begründungsfähig sein. Das ist auch eine Frage der Darstellung, weshalb sich der Übersetzer an seinen englischen und französischen Vorbildern (»Raison, bon sens«) schult und dabei um ein »klares und ausdrucksvolles Deutsch«¹² bemüht. Das fand entsprechende Aufmerksamkeit und Anerkennung.

10 B 11/1, S. 59 (Brief vom 16. Oktober 1754).

11 Tillotson: Glaubens=Regel, hg. J. G. Leßing 1731, Bl. 1^r; vgl. auch Batley 1970/71.

12 Buchholtz 1909, Bd. 1, S. 144.

Der Kamenzer Primarius stand im Briefwechsel mit erstrangigen Theologen der Zeit, darunter Johann Lorenz Mosheim, Bernhard Walther Marperger (Oberhofprediger in Dresden), Valentin Ernst Löscher, Johann Jacob Rambach, Erdmann Neumeister und dem Weimarer Hofprediger Wilhelm Ernst Bartholomaei; bis auf die an Bartholomaei gerichteten Briefe hat sich von dieser umfangreichen Korrespondenz leider nichts erhalten. Die wenigen Andeutungen lassen bereits erkennen, dass der Lausitzer Prediger kein gewöhnlicher Landgeistlicher war, da ihm ein glänzend absolviertes Studium und eine hervorragende Dissertation auch die Möglichkeit einer akademischen Karriere eröffneten.

Im April 1712 immatrikulierte sich Johann Gottfried an der Universität Wittenberg, wo er im Dezember 1715 aufgrund seines Fleißes und der Erfolge im Studium einen Freitisch erhielt. Seine an der Leucorea erbrachten Leistungen sind beeindruckend. Bereits 1713 wird ihm der Magistergrad verliehen, 1716 legt er vor dem Dresdner Oberkonsistorium das Kandidatenexamen ab. Zu seinen Prüfern gehörte der Superintendent Valentin Ernst Löscher, der ihn auch für das Predigtamt ordiniert. Ein halbes Jahr zuvor war der junge Theologe noch einmal an die Leucorea zurückgekehrt, um seinen Beitrag zum Reformationsjubiläum in Form einer selbst verfassten Dissertation zu leisten: *Vindiciae reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praeiudiciis*. Diese außergewöhnlich umfangreiche Thesenschrift verteidigte er unter dem Präsidium von Martin Chladenius, der seit 1710 bis zu seinem Tod 1725 als Professor der Theologie an der Leucorea wirkte. In diesen Jahren verfasste Chladenius mehr als einhundert theologische Dissertationen, »hauptsächlich exegetischen und kontroverstheologischen Inhalts«, die sich vor allem »gegen den mystischen Spiritualismus« wandten,¹³ um im Streit mit dem Pietismus die dogmatischen Grundsätze des Lutheriums an vorderster Front zu verteidigen. Dabei handelte es sich nicht selten um *vindiciae*, für die in der Defensive gekämpft werden musste; bei diesen Schriften haben wir es also – im Blick auf den jungen Lessing ist das besonders wichtig – mit ›Rettungen‹ zu tun.

Auch Johann Gottfrieds Dissertation folgt diesem Programm. Sie umfasst neben einer Einleitung siebzehn Abschnitte, die jeweils mit der Überschrift *praeiudicium* versehen sind: Referiert und widerlegt

¹³ Marti 2015, S. 241.

werden die falschen Vorurteile der nach der Reformation aufgetretenen *novatores*. Zu diesen Neuerern gehörten die Anhänger des ›linken‹ Flügels der Reformation ebenso wie die radikalen Pietisten und natürlich die römische Kirche. Vor allem gegen Gottfried Arnold und dessen zum Bestseller gewordene *Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie* (1699/1700), die eine Abrechnung mit der lutherischen Reformation enthielt, richtete sich die Streitschrift.¹⁴ Für die Spätorthodoxie war Arnold zum Repräsentanten aller religiösen Nonkonformisten und Dissidenten geworden – gleichgültig ob Schwärmer oder Aufklärer –, gegen welche man die Obrigkeit zu mobilisieren versuchte. Sein Werk war kein rasch vergessener Beitrag zur Kontroverstheologie, sondern ein Historiengemälde eigener Art, eine Christentumsgeschichte von unten, die neue Maßstäbe (›unparteiisch‹) in die Kirchengeschichtsschreibung einführte: ›Quellentreue und Urteilsverzicht rückten – jedenfalls in der Theorie – in den Rang von Wahrheitskriterien‹.¹⁵

Neben Chladenius war es der geschätzte Dresdener Examinator Valentin Ernst Löscher, an dessen theologischer Propädeutik der Wittenberger Respondent seine Argumentation und Polemik gegen den kirchenkritischen Spiritualismus ausrichtete: *Praenotiones Theologicae contra Naturalistarum & Fanaticorum omne genus, Atheos, Deistas, Indifferentistas [...]*.¹⁶ Die von Johann Gottfried Lessing inkriminierten ›praeiudicia novatorum‹ befassen sich mit der

allgemeinen Einschätzung der Reformation (I, II, XIV u. XVII), zwei mit der Person und dem Werk Luthers (III u. IV), drei mit einzelnen Aspekten von dessen Lehre (VI, XII u. XIII), namentlich mit der Taufe und dem Abendmahl, zwei mit der Beziehung des Reformators zur Politik (V u. VIII), vier mit der Institution der lutherischen Amtskirche (VII, IX, X u. XI) und zwei mit dem Verhältnis des Luthertums zur römischen Kirche sowie zu der in Zwingli und Calvin verkörperten reformierten Konfession (XV u. XVI). Lessing betrachtet die Reformation zwar oft als Ereignisablauf, bezieht aber die praeiudicia seiner Gegner stark auf die Person Luthers, um dessen

14 Vgl. Breul 2017.

15 So Bernd Moeller 1994, S. 740, im Kommentar zu seiner (Teil-)Ausgabe der Arnold'schen *Historie*.

16 Löscher 1713 [5. Auflage 1752]. – Zu Löschers Kontroverstheologie vgl. Greschat 1971, bes. S. 227 ff.